

Die Deutsche Bucherei in Leipzig.

(Zu ihrer Eröffnung am 2. September 1916.)

Mitten in dem schwersten Kriege, den Deutschland je zu bestehen gehabt hat, ist — ein besonderes Zeugnis seiner Stärke — ein gewaltiges Kulturwerk entstanden, die Deutsche Bucherei. Die Vollendung dieser Tat bedeutet die Erfüllung eines schon seit Jahrzehnten fühlbar gewordenen Bedürfnisses. Die Erzeugung des deutschen Buchhandels übersteigt bei weitem die Produktion der anderen Nationen, und es galt, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungen an irgendeiner Stelle zusammenzuschließen, sichere Möglichkeiten der Beschaffung für den geistigen Arbeiter herbeizuführen und so die Leistungen unserer Kultur in ihrer fruchtbarsten Auswirkung zu steigern.

Der 25. September 1912 ist der bedeutungsvolle Tag, an dem der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig die Freundschaft der Gründung einer deutschen Bucherei als die endliche Verwirklichung vielfach debattierter Wünsche und Vorschläge mitteilen konnte. Mit einem aus Landesmitteln gewährten Betrage von drei Millionen Mark sollte auf einem von der Stadt Leipzig unentgeltlich zur Verfügung gestellten Bauplatz im Werte von etwa 500 000 M. das erforderliche Gebäude aufgeführt werden. Grundriss und Einrichtung gehen kosten- und lastenlos als unentgeltlicher Besitz in das Eigentum des Börsenvereins deutscher Buchhändler über. Der Börsenverein übernimmt die Verwaltung, während die Kosten hierfür teils von der sächsischen Regierung mit jährlich 85 000 M., teils von der Stadtgemeinde Leipzig mit 115 000 M. bestritten werden.

Interessant ist ein Rückblick auf die Geschichte des Gedankens einer solchen deutschen Bucherei. Der erste, der weiblich nicht nur eine hochbedeutungsvolle Anregung gab, sondern sie bereits in gewissem Sinne in die Tat umsetzte, war der 1705 geborene und 1873 gestorbene Buchhändler Heinrich Wilhelm Hahn, der Inhaber der Cadischen Buchhandlung. Er stiftete als Handbibliothek des Frankfurter Parlaments im Revolutionsjahre 1848 eine erste Reichsbibliothek, welche die Werke historischen, politischen, statistischen, literarischen, juristischen und juristischen Inhalts enthielt. Die Sammlung ist als Parlamentsbibliothek 1848 an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg gekommen.

1869 kam die Schaffung eines lückenlosen Archivs des deutschen Schrifttums anlässlich der Beratung des Urheberrechts zur Sprache, ohne freilich zu einem Ergebnis zu führen. Die Idee wurde von dem Verlagsbuchhändler Eduard Brodhaus bei Beratung des Preßgesetzes wieder aufgenommen, gleichfalls ohne unmittelbaren Erfolg. Aber nun wurde sie immer wieder zur Debatte gebracht. Mit besonderem Nachdruck wies Karl Mehrbach 1880 in der „Literarischen Korrespondenz“ auf sie hin und betonte, daß der deutsche Buchhandel einer gleichen Einrichtung dringend bedürftig sei, wie die viel geringere französische in der Bibliothèque Nationale und der englische in der British Museum bereits besäßen. Im März 1910 konnte Dr. Erich Schlemmer bereits von einer Fühlungnahme mit amtlichen Stellen in Dresden und Leipzig berichten. Er verbreitete sich über die Gründung einer Reichsbibliothek in einer überzeugenden Denkschrift. Mit ihm bemühte sich in erster Linie der seit 1910 dem Börsenverein vorstehende Kommerzienrat Karl Sigismund. Der Erfolg dieser Bestrebungen war die Gründung im September 1913, und am 19. Oktober inmitten des Jubels der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht erfolgte bereits die Grundsteinlegung. Nun ist das Werk vollendet.

Die Deutsche Bucherei sammelt die gesamte vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlandes und die deutsche Literatur des Auslandes. Ein früherer Termin dürfte nicht gesetzt werden, weil sonst die erzielte Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte. Gerade die Lückenlosigkeit ist ja das Merkmal, das dieser Bibliothek ihre besondere und hervorragende Stellung zumeist. Hat doch Prof. Sarnack in einer 1912 erschienenen Broschüre festgestellt, daß selbst die Berliner königliche Bibliothek 6,10 Proz. der geforderten Bücher nicht besäße. Bisher hatte die Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig eine an sich überaus sorgfältige Bibliographie herausgegeben, die naturgemäß indessen nicht vollständig sein konnte. Nunmehr ist eine Organisation durch Vereinbarung mit Verlagen und Druckereien getroffen, die der Deutschen Bucherei die absolute Vollständigkeit zu sichern vermag. Zugleich aber hat diese Gründung eine nicht zu unterschätzende volkstümliche Bedeutung. Ihr sind zugleich herrliche Möglichkeiten in der Verbreitung mannigfaltigster Bildungswerte gewonnen. Ihrer Art nach kann solche Bucherei selbstverständlich nur Präsenzbibliothek sein. Ein Ausleihen der Bücher verbietet sich wegen der damit verbundenen Abnutzung.

Das Gebäude der Bucherei ist ein monumentales architekto-

nisches Werk geworden. Es liegt auf freiem Gelände im Osten der Stadt an der denkwürdigen Straße des 18. Oktober. Alle technischen Vorteile der Gegenwart scheinen nutzbar gemacht, und zugleich sind die ästhetischen Forderungen in jeder Hinsicht erfüllt. Der Bauplatz umfaßt 13 741 Quadratmeter. Vor dem Gebäude breitet sich im Zuge der Straße ein freier Platz aus, dem der Name „Deutscher Platz“ gegeben worden ist. In weiteren Ausdehnungen gehören die Nachbargrundstücke Raum. Der Bau hat am Deutschen Platz 120 Meter Länge, 22 Meter Hauptfrontbreite und umfaßt mit Keller und ausgebautem Dach acht Geschosse. Die Räume sind von Licht durchflutet. Selbst die Keller wurden mittels Neigung der Straße hell. Hier läuft der sogenannte Wagenhang für den Bücherverkehr. Eine motorisch betriebene Hochpostzentrale ist eingebaut und erleichtert die Vermittlung zwischen den einzelnen Räumen. In dem schönen, weiten Lesesaal steht eine 20 000 Bände umfassende Handbibliothek zur Verfügung. Der Zeitschriftenaal enthält nicht weniger als 15 000 aktuelle Zeitschriften. Auch der Katalogaal wird der Benutzung des Publikums direkt zugänglich gemacht. Neben dem Lesesaal befinden sich die Schreibmaschinenzimmer zum Gebrauch. Auch ein stimmungsvoller Vortragssaal wurde eingerichtet. Die Außenwand zwischen den Türen dieses Saales schmückt ein Gemälde Prof. Vogels, das die Mitglieder des Ausschusses darstellt. Die Räume können zehn Millionen Bände bergen.

Der Direktor der Bucherei Dr. Wöhl hat 1914 eine Kriegsliteratursammlung und eine bibliothekstechnische Sammlung der Bucherei angegliedert.

Inbesondere auch diese bibliothekstechnische Sammlung ist in ihrer Art etwas Vorbildliches. Grundrisslich ist sie doch ein kongenierlicher Einblick in das Buchereiwesen überhaupt, und sie kann zu seiner Entwicklung und Vervollkommen erheblich beitragen. Viele Kräfte haben geholfen, die ungeheure Masse des Materials zu sichten und zu bewahren. Die Einordnung und Registratur wurde vorbildlich durchgeführt. Die deutsche Organisation hat auch an diesem gewaltigen Apparat einen Triumph erlebt, der um so höher zu bewerten ist, als doch der Krieg alle möglichen Hemmnisse entgegensetzte.

Leipzig hat in der Bucherei eine neue Perle erhalten. Es ist gut, daß diese Stadt als das Zentrum des deutschen Buchhandels zugleich auch diese Zentrale des Buchwesens beherbergt.

Dr. Friedrich Sebrecht.

Kleines Feuilleton.

Wieviel Hitze kann der Mensch vertragen?

Die Höchsttemperaturen unserer wärmsten Jahreszeit, in der wir und gegenwärtig befinden, bewegen sich nur in ganz seltenen Fällen in so hohen Extremen, daß sie gesundheitliche Einwirkungen ausüben. Anders liegen die Dinge in den Tropen, wo das ganze Jahr hindurch mindestens so hohe Wärmegrade herrschen wie in der gemäßigten Zone während der heißesten Jahreszeit. So muß man in der Sahara stets mit 50 Grad Celsius rechnen, eine Hitze, die dort nicht einmal eine Ausnahme darstellt. In der australischen Wüste verzeichnete der forschungsbereite Stuart im Jahre 1845 Tag für Tag eine Temperatur von durchschnittlich 44 Grad Celsius im Schatten und 63 Grad Celsius in der Sonne; an besonders heißen Tagen stieg das Thermometer in der Sonne sogar bis zu 68 Grad empor. Verärgert wegen ihrer Vorkontemperatur sind auch die Gewässer des Roten Meeres und des Persischen Golfs. Alle Seefahrer haben in diesen Gebieten auf Deck der Schiffe gelegentlich Temperaturen von fünfzig bis sechzig Grad im Schatten verzeichnet, und man kann sich danach einen Begriff machen, welche Hitze im Maschinenraum herrscht. Raum weniger heiß als in der Sahara und im Roten Meere ist es auch in der niederländischen Wüste. Der Mittelmeerfahrer vermag sich gewöhnlich nicht vorzustellen, daß der Weiße unter solchen Temperaturen zu leben vermag. Aber in Wirklichkeit kann der Mensch im allgemeinen sehr bedeutende Wärmegrade aushalten. Es ist erwiesen, daß der menschliche Körper — vorausgesetzt, daß er vor Veratmung mit guten Wärmeleitern geschützt wird — eine Hitze ertragen kann, die ausreichen würde, ein Fleischstück zu braten. Zwei englische Forscher haben die Probe aufs Exempel gemacht. Sie trocknen in einem Vakuum, der allmählich erhöht wurde, und sie ertrugen darin eine Temperatur, die das Wasser zum Sieden brachte. Man sollte nun meinen, derartige Hitze müßte die Gewebe des menschlichen Körpers zerstören. In Wirklichkeit steigert aber äußere Hitze die Temperatur des Körpers nicht in demselben Maße. Die den Körper umgebende Hitze treibt nämlich das Wasser durch die Poren in Form von Schweiß aus dem Körper und verwandelt es in

Dampf. Die Körperwärme wird so verbraucht, indem sie sich in Energie umsetzt; der Wärmehaushalt wird somit ohne Nachteil für den Körper aus diesem entfernt. Auf diesem Grundsatze beruht auch die Wirkung des russischen Dampfbades.

Arbeitsvermittlung in der Zukunft.

Vom Bundesrat ist jetzt eine Verordnung herausgegeben worden, die eine weitere Ausbreitung der großen Arbeitsnachweise ins Auge faßt. Da ist es vielleicht von Interesse, darauf hinzuweisen, wie die Arbeitsvermittlung in der alten Zukunft vor sich ging. Meistenteils geschah die Annahme von Gesellen durch die „Amichau“, aber nicht der wandernde Geselle ging zu den Meistern, um nach Arbeit anzusuchen, sondern der „Altgefell“ hatte sich nach den Wandernden umzuhausen. Erklärte sich ein Meister bereit, einen wandernden Gesellen einzustellen, so wurde dieser vom „Altgefell“ mit folgenden Worten eingeführt: „Nun, Meister, da bring ich Euch den neuen Gesellen; er schläft gern lange, ist gern früh keine Suppe, macht gern kein Tagewort, nimmt gern großen Bodenlohn und schläft gern bei der Nacht. Ich wünsch Euch Glück, Meister, zu einem so fleißigen Gesellen.“ So das „Amichauen“ nicht üblich war, wurde die Arbeitsvermittlung dadurch geregelt, daß auf der Gesellenherberge eine „Gedenktafel“ ausgehängt war, auf der die ausgetretenen Stellen streng nach der Reihe der Anmeldungen aufgeschrieben wurden. Kommt nun ein Geselle zugewandert, so hatte er gleich einen Heberblick über die ausgebotenen Arbeitsplätze. Kommt keine Arbeit zugewiesen werden, so erhielt der zugewanderte Geselle ein Geschenk, wobei der „Altgefell“ sprach: „So mit Verlaub und Gunt, mein Gesellchaft; so wird dir von mir und den Gesellen, die allhier in Arbeit stehen, verehrt (so und so viel) zum kleinen Geschenk, damit du kannst einem christlichen Meister ausziehen und einen mehrlichen meiden. Und nimm vorlieb, das Kloster (die Gesellenvereinigung) ist arm, der Abt (Altgefell) trinkt selber gern und wünsch dir Glück zum kleinen Geschenk.“

Notizen.

— Im Schiller-Theater O. wurde Donnerstag die neue Spielzeit mit Ibsens „Frau vom Meere“ eröffnet. Dieses Schauspiel gehört zu den „schwereren“ Stücken des „schweren“ Dichters — schwenkt es doch am Schluß um ein Haar ins Philisterland hinein. Die Tiefen der Ibsenschen Gedanken wurden nicht ausgeschöpft, weil der dunkle „fremde Mann“ (Heinz Senger) dem Dichter und dem Publikum alles schuldig blieb. Mein Wunder, daß Elfe Wala, der die Frau Wangel spielt gar nicht abel liegt, im Zusammenpiel mit solchem Partner gerade in den beiden wichtigsten Auftritten nicht ihr Bestes geben konnte. — Sehr schön wirkten die neuen Dekorationen. G. D.

— Der Erreger des Pledithyphus, dieser immer noch gefährlichen Infektionskrankheit, ist schon wiederholt gefunden worden — aber wie sich nachher regelmäßig herausstellte, war es nicht der richtige. Jetzt soll es, nach der Wiener klinischen Wochenschrift, dem Budapestener Bakteriologen Dr. Eugen Csernal aber wirklich gelungen sein, den Erreger zu finden. Offenlich bewahrt hat sich die Nachricht, denn die Bekämpfung des Pledithyphus ist natürlich ausichtsreicher, wenn sein Erreger bekannt ist.

— Eine schwedische Kunstausstellung in Kopenhagen. Im europäischen Norden hat der Krieg die Wirkung ausgeübt, daß die drei skandinavischen Völker, deren Beziehungen befeindlich lange unter vielfacher Unverträglichkeit zu leiden hatten, nicht nur politisch, sondern auch auf dem Gebiete der Kultur einander näher rücken. Davon legen für die Wissenschaft die nordischen Naturforscher- und Mathematiker-Kongresse Zeugnis ab, und ähnliche Bestrebungen machen sich auch in der Kunst geltend. So ist unlängst in Kopenhagen eine reichhaltige norwegische Kunstausstellung veranstaltet worden, und ihr soll nun im November d. J. eine schwedische Kunstausstellung folgen, die im größten Stille im Schlosse Charlottenborg stattfinden soll.

— Gräber aus alemannischer und keltischer Zeit, weit über 100, sind in Wämlitz in der Schweiz aufgedeckt worden. Allem Anschein nach handelt es sich um zwei teilweise übereinander liegende Grabstätten, die eine aus der Zeit um 200 v. Chr., die andere um etwa 400 n. Chr. Die Gräber der Kelten enthalten vielfach zierliche Ketten, Gewandnadeln und Ringe aus Bronze neben farbigen Ampullen aus Glas und Gefäßen aus Glasemallpore. Die jüngeren Alemannengräber dagegen bergen als Beigabe meist eiserne Waffen und Pferdegegenstände, wie Schwerter, Dolche, Messer und in Menge Feilschnen und geschmiedete Gürtelschnallen, auch Arm- und Beinringe neben eisernen Rämmen und Halsgehängen aus Bleisuren. Auffallend sind die kräftigen Knochengestelle mit den prachtvollen Gebissen.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Bärmland von Selma Lagerlöf.

Der Küster durfte anfangen, und man merkte wohl, wie vorsichtig er zuerst zu Werke ging; aber als ihm dann klar wurde, mit was für wohlvorbereiteten Kindern er es zu tun hatte, drang er immer schärfer auf sie ein. Es war einfach großartig, die Tybergskinder antworten zu hören, sie waren so sattelfest, daß sie keine einzige Frage unbeantwortet ließen.

Dann kam der alte Tyberg an die Reihe, die Küsterskinder zu prüfen.

Der Alte war jetzt nicht mehr ärgerlich, und da seine Kinder bereits gezeigt hatten, was sie leisten konnten, fuhr ihm der Schelm in den Nacken. Zu Anfang stellte er einige richtige Fragen an die Küsterskinder; aber lange vermochte er nicht ernsthaft zu bleiben, sondern er wurde bald ebenso lustig, wie er es in seiner eigenen Schule zu sein pflegte.

„Ich weiß wohl, daß ihr viel mehr gelernt habt als wir, die wir aus dem hintersten Winkel der Gemeinde kommen,“ sagte er. „Ihr habt Naturlehre gehört und alles mögliche andere. Jetzt möchte ich aber wissen, ob eines unter euch ist, das mir sagen kann, wie die Steine im Motala-Ström end?“

Nicht eines von den Küsterskindern hob die Hand in die Höhe; aber auf der anderen Seite streckten sich alle Arme aus.

Da saßen sie auf der Küstersseite: Olaf Olsson, der sich wohl bewußt war, den besten Vornamen in der Gemeinde zu haben, und Hindrik Björnsson aus dem alten guten Bauerngeschlecht und wußten kein Wort zu sagen; und da saß Karin Svends, das kluge Mädchen, das nicht einen Schultag versäumt hatte, und auch sie wunderte sich über die Fragen, wie alle die anderen, und dachte, es sei doch sonderbar, daß ihnen der Küster nichts von der merkwürdigen Eigenschaft der Steine im Motala-Ström gesagt hatte.

Und da saß auch Klara Fina Gulleborg von Skrolvda, die ihren Namen von der Sonne erhalten hatte, und in ihrem Gehirn war es ebenso finster, wie in dem der anderen Kinder.

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß wir die anderen fragen,“ sagte der Schullehrer. „Aber es ist doch sonderbar, daß von so vielen pfliffigen Buben und Mädchen,

wie hier sitzen, keines eine so leichte Frage beantworten kann.“

Gerade im letzten Augenblick drehte sich Klara in Skrolvda um und sah Jan an, wie sie zu tun pflegte, wenn sie sich nicht mehr zu raten und zu helfen wußte. Jan stand so weit weg von Klara Gulla, daß er ihr die Antwort nicht einflüstern konnte; aber als Klara Gulla in ihres Vaters Augen gesehen hatte, da wußte sie, was sie sagen mußte.

Schnell hob sie die Hand in die Höhe und stand sogar vor lauter Eifer auf.

Alle ihre Mitschüler und Mitschülerinnen drehten sich nach ihr um, und der Küster sah sehr vergnügt drein, weil er die Frage nun nicht an die andere Seite richten mußte.

„Sie sind nah!“ rief Klara Gulla, ohne zu warten, bis sie gefragt wurde, denn dazu war ja gar keine Zeit mehr.

Im nächsten Augenblick jedoch meinte sie, sie habe eine sehr dumme Antwort gegeben und die Sache für alle vollständig verdorben. Sie sank auf ihre Bank zurück und froch beinahe unter den Tisch, damit ja niemand sie sehen könne.

„Ja, das war die richtige Antwort, Klara Gulla,“ sagte der Schullehrer. „Es ist gut für euch Küsterskinder, daß wenigstens eines unter euch Antwort geben konnte, denn ihr seid nahe daran gewesen, geschlagen zu werden, so hochnassig ihr auch tut.“

Und nun erhob sich ein großes Gelächter unter den Kindern auf beiden Seiten und ebenso unter den Erwachsenen. Einige Kinder mußten aufstehen, um recht laut hinausschreien zu können, und andere legten sich mit dem Gesicht auf die Bank, und mit aller Ordnung war es aus und vorbei.

„Ich meine, wir schaffen jetzt die Bänke hinaus und tanzen um den Christbaum,“ schlug der alte Tyberg vor.

Und so vergnügt waren die Kinder noch niemals in der Schule gewesen und auch später nie wieder.

Der Fischfang.

Es war natürlich ganz unmöglich, daß irgendein Mensch das kleine Mädchen in Skrolvda ebenso lieb haben konnte wie sein eigener Vater. Aber so viel kann man doch behaupten, in dem alten Regströder Ola hatte die kleine Klara einen sehr guten Freund.

Die Freundschaft zwischen den beiden begann folgendermaßen: Klara Gulla war eines Tages auf den Gedanken gekommen, im Waschbach für die kleinen Forellen, die sich da

im Wasser tummelten, sogenannte Fischstangen aufzupflanzen, das heißt, Stangen hineinzustecken, an denen die Leine mit der Angel hing. Dies gelang ihr besser, als man gedacht hatte. Schon am ersten Tage kam sie mit zwei Fischlein nach Hause.

Natürlich war sie sehr eifrig bei der Sache, und sie wurde gelobt und gepriesen von ihrem Vater und ihrer Mutter, weil sie schon jetzt, wo sie noch nicht älter als acht Jahre sei, Nahrungsmittel ins Haus schaffe. Und um sie noch mehr zu ermutigen, ließ Klara sie selbst die Fische anschnemmen und braten, und Jan ah davon und sagte, so einen Fisch habe er in seinem ganzen Leben noch nicht gegessen. Und das war sicherlich die reine Wahrheit, denn der Fisch war so dürr und grätig, daß das kleine Mädchen selbst kaum einen Mund voll hinunterwürgen konnte.

Trotzdem betrieb sie ihren Fischfang mit gleichem Eifer. Morgens stand sie schon ebenso früh auf wie ihr Vater. Sie nahm einen Korb an den Arm, um darin die Fische besser nach Hause tragen zu können, und für die abgefreßenen Angelhaken trug sie in einer kleinen Weichbüchse aus Wärrmer bei sich. Auf diese Weise ausgerüstet, schritt sie am Waschbach hinauf, der mit vielem steilen Gefälle und langen Strecken von Stromschnellen von der Höhe herabgetanzt kam; dazwischen hatte er aber auch dunkle stille Hinterwasser und klare Stellen, wo das Wasser langsam und durchsichtig über Sand und flache Steine floß.

Aber denkt euch mal, nach der ersten Woche hatte Klara Gullas Glück beim Fischfang mit einemmal ein Ende! Zwar der Köder war beinahe von allen Angeln verschwunden, aber statt des Köders hing kein Fisch daran. Sie versetzte ihr Fischgeräte aus den Stromschnellen ins Hinterwasser und aus dem Hinterwasser in die Wasserfälle und nahm andere Saken, allein es wurde nicht besser.

Klara Gulla fragte die Jungen von Börjes und die von Erik in Halla, ob sie in aller Herrgottsfrühe aufstünden und ihr die Fische von den Angeln nähmen. Aber die Jungen gaben ihr kaum Antwort auf eine solche Frage, denn keiner von ihnen hätte sich so erniedrigt, im Waschbach Fische fangen zu wollen. Dazu hatten sie doch den ganzen großen Duffee. Für kleine Mädchen dagegen, die nicht aus Seeufer hinuntergehen durften, war es ja ganz nett, in den Waldbächen zu fischen.

(Fortf. folgt.)

